Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Friedenau. Ostern 1905.

Niederdeutsche Beiträge

zum

Deutschen Wörterbuch.

Von

EDUARD KÜCK
Oberlehrer, Dr. phil.

FRIEDENAU
DRUCK VON LEO SCHULTZ.





I. Zur Frage eines neuniederdeutschen Wörterbuches.

Die geringe Pflege der niederdeutschen Sprachforschung bis in die neuere Zeit hinein steht in einem Mißverhältnis zu den eindringenden Studien auf hochdeutschem Gebiete und im besonderen auch zu der von Jakob Grimm und einer stattlichen Reihe verdienter Nachfolger zu bedeutender, teilweise glänzender Höhe geführten hochdeutschen Wortforschung. Unter dem hier berührten Mangel hat aber die hochdeutsche Wortforschung selber zu leiden gehabt und leidet noch darunter. Die Beziehungen zwischen dem Hoch- und dem Niederdeutschen auf dem Gebiete der Wortforschung sind zahlreich. Denken wir nur an die riesige Masse der von alters her Ober- und Niederdeutschland gemeinsamen Wörter! Wie viele Anlässe bieten sich bei ihnen, auf das Niederdeutsche Bezug zu nehmen: reiner bewahrte und daher für die Etymologie wichtige Formen, abweichende oder länger erhaltene Bedeutungen, verschiedene Verwendung nach Landschaften, Bevölkerungsschichten und Darstellungsformen, syntaktische Verschiedenheiten verlangen Berücksichtigung, und neben dem Verschiedenen ist nicht selten noch das Übereinstimmende anziehend und bemerkenswert.

Eine solche vergleichende Heranziehung des Niederdeutschen würde sich schon empfehlen, wenn Norddeutschland bis heute die niederdeutsche Schriftsprache bewahrt hätte und das Neuhochdeutsch garnicht dorthin gedrungen wäre. Nun aber begann mit dem Vordringen des Neuhochdeutschen dorthin ein sprachlicher Vorgang, der eine eingehende Berücksichtigung des Niederdeutschen nicht nur empfiehlt, sondern gebieterisch verlangt. Benachbarte Sprachen haben ja die Neigung, bis zu einem gewissen Grade sich auszugleichen; man denke an das Verhältnis des Lateinischen und des Französischen zum Deutschen, besonders zu den Grenzmundarten. So hat auch bereits im Mittelalter zwischen dem Hoch- und dem Niederdeutschen trotz der trennenden Sprachgrenze in dieser und jener Hinsicht ein Austausch stattgefunden. Besonders im 13. Jahrhundert wird der Einfluß des Hochdeutschen und besonders des Mitteldeutschen auf das Niederdeutsche nicht gering gewesen sein. Roethes meisterhafte Abhandlung über die Reimvorreden des Sachsenspiegels hat uns gezeigt, dass damals auf niederdeutschem Boden lediglich hochdeutsch mit grösserer oder geringerer Einmischung niederdeutscher Elemente gedichtet worden ist. Wenngleich diese Poesie sich zunächst an die Kreise des Adels wandte, so hat doch vermutlich auch manches, was hochdeutscher Herkunft war, damals weitere Verbreitung gefunden und sich so festgesetzt, daß es auch im folgenden Jahrhundert, als „die sprachliche Selbständigkeit der sächsischen Dichtung erstarkte", dem niederdeutschen Sprachschatz einverleibt blieb. Freilich Genaueres läßt sich über die Wirkung dieser hochdeutschen Einflüsse vorläufig nicht sagen, aber

so viel steht fest, daß nicht nur die niederdeutsche Sprachforschung Anlaß hat, das Wortmaterial der Dichtungen besonders des 13. Jahrhunderts auf seine Herkunft zu prüfen und die bisher gültigen grammatischen Anschauungen in manchen Einzelheiten zu berichtigen, sondern daß auch die hochdeutsche Lexikographie dem Wortschatz dieses Abschnittes besondere Aufmerksamkeit widmen muß.

Und doch tritt all dieses weit zurück vor dem seit etwa vierhundert Jahren in Norddeutschland vor sich gehenden Ausgleichungsprozeß. Bis zum sechzehnten Jahrhundert waren das Nieder- und das Hochdeutsche wie zwei Wassermassen, die aus gleichen, tief verborgenen Quellen seit undenklichen Zeiten gespeist werden, aber gegen einander abgegrenzt sind. Dann und wann schlagen wohl Spritzer über den trennenden Damm; auch flutet von der einen Seite eine große Welle hinüber, die wenigstens die gesamte Oberfläche bewegt und kräuselt. Dann aber folgte die Zeit, wo unter gewaltigen Stürmen dieselbe Masse über die andere geworfen wird und nun mit ihr sich mischt. Seit dem sechzehnten Jahrhundert wird einerseits das Niederdeutsche von der hochdeutschen Schriftsprache allmählich stark umgebildet. Aber zugleich wirkt es selbst mit der alten, hier in der Hauptsache sich unbewußt äussernden Zähigkeit des Sachsenstammes auf das Hochdeutsche ein. Die Schriftsteller Norddeutschlands waren überhaupt gar nicht im Stande, sich sofort der in jahrhundertlanger Übung ausgebildeten niederdeutschen Schriftsprache zu entäußern. Die Vergleichung mit den norddeutschen Dichtern des 13. Jahrhunderts liegt nahe genug: nur ist es jetzt nicht die mangelhafte, sondern die zu gute Handhabung der einheimischen Sprache, die sich bemerkbar macht. Es ist nur natürlich, wenn die hochdeutsche Literatur Norddeutschlands noch auf lange Zeit ein starkes niederdeutsches Gepräge zeigt: der Wortschatz wird von Niederdeutschland her bemerkenswert bereichert; bei den gemeindeutschen Wörtern werden abweichende niederdeutsche Bedeutungen auf das Hochdeutsche übertragen; die Redewendungen, die Formen- und Wortbildungslehre, die Syntax zeigen in unzähligen Fällen niederdeutsche Einflüsse.

Der hier angedeutete sprachliche Vorgang bleibt selbst dem Auge des Laien nicht verborgen. In Norddeutschland wird vor allem die eine Seite, die Zurückdrängung und Zersetzung des Niederdeutschen, mit Schmerz empfunden. Für die andere Seite hat man, wie begreiflich, in Süddeutschland einen schärferen Blick, daher die Klagen über die „Verpreußung" der Schriftsprache, denn überwiegend sind es Erscheinungen niederdeutscher Herkunft, die hier unliebsam bemerkt werden.

Bei der Feststellung des niederdeutschen Gehaltes der neuhochdeutschen Literatur ist die Wissenschaft in erster Linie auf zuverlässige niederdeutsche Wörterbücher angewiesen. Aber hier stoßen wir auf eine sehr wunde Stelle. Allerdings für den wichtigsten Abschnitt des Mittelalters besitzen wir seit dreißig Jahren das mittelniederdeutsche Wörterbuch von Schiller und Lübben, dem später das die Belege fortlassende, aber die Formen vollständiger gebende mittelniederdeutsche Handwörterbuch von Lübben und Walther gefolgt ist, beides sehr brauchbare, wenn auch den gewaltigen Stoff begreiflicherweise noch lange nicht erschöpfende Hülfsmittel. Aber wie steht es um die neuere und neuste Zeit? Mit dem 16. Jahrhundert reißen die Fäden des mittelniederdeutschen Wörterbuches ab, ein zusammenfassendes neuniederdeutsches Wörterbuch fehlt. Wie hat Jakob Grimm, dem obendrein das mittelniederdeutsche Wörterbuch noch mangelte, sich behelfen müssen! Er greift zum Reineke Vos, Sachsenspiegel, Gryse, Justus Möser, Claus Groth und verschmäht selbst Unbedeutendes wie „Teweschen Hochtiet" nicht. Wie oft kommt es vor, daß er ein als niederdeutsch erkanntes Wort des 16. Jahrhunderts durch ein Idiotikon des 18. oder 19. belegt! Und er war vielleicht froh, überhaupt einen Beleg bieten zu können, denn die

ihm vorliegenden Idiotika sind, auch wenn sie sich „Wörterbücher" nennen, recht lückenhaft, und selbst das Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch ist unvollständiger, als gewöhnlich angenommen wird. Man darf denn auch von vornherein vermuten, daß bei manchen Wörtern die Beziehungen zum Niederdeutschen überhaupt noch nicht erkannt worden sind.

Einige Beispiele mögen den angedeuteten Mangel veranschaulichen. Bei dem aus Goethe geläufigen **Aldermann** (Ältester) behauptet Grimm (D. Wb. I 203), das Wort sei im 18. Jahrhundert „nach dem englischen *alderman* wider den Sprachgeist eingeführt, der Altermann fordert". Ähnlich sagt Paul: „aus engl. *alderman* aufgenommen", und auch Sanders nennt Aldermann eine „in die Schriftsprache aufgenommene englische Form". Dem gegenüber sei auf mnd. *alderman* (neben *olderman*) hingewiesen. Dies spricht vielmehr dafür, daß ein niederdeutscher Einfluß für das Aldermann des 18. Jahrhunderts maßgebend gewesen ist. Das alte Wort hat in Norddeutschland ein zähes Leben gehabt. 1768 erwähnt das Brem. Wb. (III 264) den Olderman, bei den Dorpater Studenten war Oldermann die Bezeichnung des Fuchsmajors (Z. Allg. D. Spr. 19, 69), und in der Lüneburger Heide lebt das Wort noch heute in der durch Lautsenkung und Angleichung etwas unkenntlich gewordenen Form *Ullersmann*, worunter man früher den älteren Verwandten des Bräutigams verstand, der mit einem älteren Verwandten der Braut, ebenfalls U. genannt, das Paar am Altar zusammenzuführen hatte, neuerdings den standesamtlichen Zeugen. Nun aber fehlt immer noch ein Glied in dem Beweise: ist die Form *alderman* wirklich in den niederdeutschen Zünften bis in das 18. Jahrhundert im Gebrauch gewesen? Vielleicht landschaftlich beschränkt? Hier würde das niederdeutsche Wörterbuch, das natürlich auch die Zunftpapiere in größtem Umfange verarbeiten müßte, die gewünschte Auskunft geben können.

Ähnlich ist es mit **Amtsbruder**. In den Wörterbüchern wird es mit „Amtsgenosse, unter Geistlichen" umschrieben. Das Wort hat aber eine bemerkenswerte Entwicklung durchgemacht, und es wäre zu wünschen, daß man besonders von theologischer Seite sich dieser Frage annähme: vorläufig fehlt in den bekannten theologischen Nachschlagewerken ein entsprechender Artikel. Im Mnd. ist nämlich *ampt(s)-broder* nur Bezeichnung für das Mitglied des „Amtes", der Zunft, also den Zunftgenossen. Schiller-Lübben bietet einen Beleg von 1509. An einer etwas späteren Stelle (Amtsreceß der Schuhmacher der sechs wendischen Städte von 1624, Hans. Geschichtsbl. 18, 158) heißt es: *ein jeder Knecht* (Geselle), *de sick will setten und begehret unse ambtbroder tho werden, de schall sick vorhen vorwilkören vor dem gansen ambte* (der ganzen Zunft), *wenner he dat ambt will eschen* (Aufnahme in die Zunft verlangen will). Wie ist die Entwicklung vor sich gegangen? „Bruder" als Bezeichnung von Geistlichen begegnet, in Anlehnung an neutestamentliche Stellen wie 1. Kor. 1, 1, 2. Kor. 1, 1, Eph. 6, 21, schon früh (mhd. *bruoder*, mnd. *broder* Klostergeistlicher), aber der Weg zu Amtsbruder scheint über die Zünfte zu führen. Einmal konnte in den Handwerkerkreisen Bruder sich leicht zum Begriffe Genosse entwickeln: man denke an die Brüderschaften[1]), wie denn mnd. *broderschap* oft geradezu Genossenschaft bedeutet. Sodann war „Amt", die Bezeichnung für jede Zunft (Amt der Schneider, Amt der Müller u. s. w.), ein sehr geläufiges und auch sonst zu vielen Ableitungen benutztes Wort. So lag es nahe, daß in den Zünften das Wort Amtsbruder = Zunftgenosse geprägt wurde. In dem Wörterbuch von Frisch (1741) wird *Amts-Bruder* mit collega erläutert und von *Amt* behauptet, es sei „von den weltlichen Bedienungen" (z. B. *Amt-mann*) „in die Kirchendienste gekommen und endlich zu den Handwerkern". *Amtsbruder* war aber, wie gezeigt, schon um 1500 in den Handwerkerkreisen bekannt, während ein

[1]) Daß Bruderschaft eigentlich die Vereinigung von Anhängern der christlichen Religion (ἀδελφοί im neutestamentlichen Sinne, z. B. Apost. 6,3) meint, sei nebenher bemerkt.

alter Beleg für Verwendung im geistlichen Stande[1]) überhaupt zu fehlen scheint. So dürfte das Wort vielmehr von den Zünften in die geistlichen Kreise gedrungen sein, indem der erste Bestandteil den gewerkschaftlichen Sinn abstreifte und auf das mit allerlei Pflichten verbundene Dienstverhältnis bezogen wurde.[2]) Aber wann? Da tappen wir im Dunkeln. Wie lange hat sich das Wort in niederdeutscher Form bei den Zünften gehalten? Haben die Zünfte es noch in hochdeutscher Form gebraucht? Wird es in dem neueren Sinne noch als niederdeutsches Wort verwendet oder erst als hochdeutsches? Die Lösung wird sicher zu finden sein, zumal mit Hülfe der Zunftpapiere, alter geistlicher Widmungen und namentlich der halbamtlichen Briefe, wie sie in Pfarrregistraturen massenweise lagern sollen. Selbstverständlich müßte die ganze Frage im Zusammenhange mit der Geschichte von Amt und Bruder behandelt werden; Bruder, das heute besonders in den altpreußischen Provinzen als gegenseitige Anrede unter Geistlichen verbreitet ist („Herr Bruder“), ist wohl unmittelbar aus dem Neuen Testament erneuert worden. Ob dieser „Bruder“ und der „Amtsbruder“ auf bestimmte kirchliche Richtungen zurückgehen, wie ein mir nahestehender Theologe für möglich hält, kann ich nicht beurteilen.

Von einem Sparsamen sagt man, daß er sein Geld *auf die hohe Kante legt*, mit einer aus der Sprache des Zimmerhandwerks übertragenen Wendung (vgl. Heyne II 286). Mir scheint, daß dieser Ausdruck erst jüngeren Ursprungs ist. In Hamburg und Bremen sagte man nämlich im 18. Jahrhundert *in de Kante setten* (Brem. Wb. II 286 und Richey, Id. Hamb.), d. h. die einzelnen Stücke, etwa Taler oder Goldstücke, so nebeneinander stellen *(setten!)*, daß jedes auf dem Rande ruht, während „es sonst beym Ausgeben auf der Fläche zu liegen kommt“. Also eine andere Ausdrucksweise als in dem obigen Handwerksausdruck. Auch in der Altmark heißt es *upp de Kant setten* (Danneil), in Westfalen *hä settet de Dålers op de Kante* (Woeste). Nun ist Kante, wie man annimmt, ein französisches Wort, das von den Niederlanden oder Norddeutschland her sich verbreitet hat und im 17. Jahrhundert in die Schriftsprache aufgenommen worden ist; um so mehr müssen wir darauf Wert legen, daß noch heute in Holland gesagt wird: *hij zet ze* (die Münzen, das Geld) *op zijn kant*. Andererseits ist mir selbst in der Lüneburger Heide ein *up de hoge Kant leggen* entgegengetreten. Ist dies nur Einwirkung der hochdeutschen Wendung? Wie sagt man in den andern norddeutschen Dialekten? Ist die Redensart, einerlei ob nieder- oder hochdeutsch, nicht schon im 17. Jahrhundert zu belegen? Wir sehen, wie sehr die hoch- und niederdeutsche Wortforschung auf einander angewiesen sind und das Quellenmaterial für eine vollbefriedigende Antwort nicht ausreicht.

Ein niederdeutsches Wörterbuch, wie es bisher fehlt (denn Kosegarten und Berghaus sind in den Anfängen stecken geblieben, außerdem ist von vornherein auf viel breiterer Grundlage zu bauen) wird die Aufgabe haben, die Fäden des Mittelniederdeutschen in Formen und Bedeutungen weiter zu verfolgen und in beiden Beziehungen den Gesichtspunkt der landschaftlichen Sonderung nach Möglichkeit zur Geltung zu bringen. Von einem Worte zu wissen, daß es aus dem Niederdeutschen stammt, genügt nicht; wünschenswert ist, auch zu wissen, aus welchem Teile Norddeutschlands es der Schriftsprache zugeführt worden, auf jeden Fall, ob es in größerer oder geringerer landschaftlicher Verbreitung üblich gewesen ist. Aus den persönlichen Verhältnissen der hochdeutsch schreibenden Schriftsteller läßt sich ja in dieser Hinsicht manches erschließen, aber oft fehlt auch die sichere Grundlage. Bei dem aus dem Hochdeutschen Eingedrungenen

[1]) Auch das einfache *amt* ist in mnd. Zeit wohl Bezeichnung gewisser priesterlicher Dienstverrichtungen und bedeutet so Hochamt, Messe, Sakrament, aber für eine Verwendung in dem Sinne, wie wir heute vom geistlichen Amte sprechen, fehlen ebenfalls Belege.

[2]) Auch im Holländischen wird *ambtsbroeder* neben *broeder* von den Geistlichen gebraucht.

und mit Sicherheit als solches Erkannten wird man, damit das Niederdeutsche möglichst rein in seiner Entwicklung hervortritt, den hochdeutschen Ursprung bezeichnen müssen. Zu beachten ist dabei natürlich, daß Übereinstimmung mit dem Hochdeutschen noch nicht auf Entlehnung aus der Schriftsprache deutet oder die betreffenden Wörter der Aufnahme unwert macht. Damit komme ich zu einer Unterlassung, deren sich die Idiotika vielfach schuldig gemacht haben und durch die die Forscher unter Umständen irregeführt werden, zumal wenn sie (und wie für die Brüder Grimm trifft das für fast alle Fortsetzer ihres Werkes zu) südlich der Sprachgrenze zu Hause und somit für Niederdeutsches besonders auf die Quellen angewiesen sind; selbst Schiller und Lübben haben, diese allerdings die bessere Erkenntnis dem Gesichtspunkt der Raumersparung unterordnend, manche derartige Wörter fortgelassen. So ist **Dunst** schon im Mnd. belegt, der umsichtige Ten Doornkaat hat es auch als ostfriesisch gebucht, aber die älteren Idiotika haben es anscheinend nicht für der Mühe wert gehalten, das Wort aufzunehmen. Das führt denn Wilhelm Grimm (D. Wb. II 1559) zu der Behauptung: „im Niederdeutschen kommt *Dunst* nicht vor"; ebenso nennt Heyne es ein „nur hochdeutsches Wort". Etwas anders liegt die Sache bei **zart**. Auch dieses bezeichnet Heyne (der Band des D. Wb. fehlt noch) als ein „nur hochdeutsches Wort", ähnlich Kluge als ein in den übrigen altgermanischen Mundarten (außer dem Ahd. u. Mhd.) unbezeugtes Wort. Zunächst sei bemerkt, daß im Mnd. ein Adjektivum *tertel* und *tertlik* (mhd. *zartlich, zertlich*) entspricht.[1]) Außerdem muß aber das hochd. *zart* in verhältnismässig früher Zeit durch Entlehnung nach Niederdeutschland gedrungen sein: im Mnd. ist ein *sart* belegt, und in der Lüneburger Heide habe ich mit eigenen Ohren dieses *sart* (Anlaut sz, das a kurz) gehört. Das Wort wird ohne Zweifel auch in andern Teilen Niedersachsens leben, und nur wegen des nahen Anklingens an das Hochdeutsche hat man es nicht beachtet. Die Verfasser der „Idiotika" haben nun allerdings keine weitere Absichten verfolgt, als die einer Gegend eigentümlichen Wörter zu sammeln. Damit sind sie freilich entschuldigt, aber trotzdem wird der Hinweis erlaubt sein, daß derartige landschaftlich begrenzte Wörterbücher, die selbstverständlich auch in Zukunft sehr erwünscht sind, sich wissenschaftlich ergiebiger gestalten lassen, vor allem in der Richtung, daß die hochdeutsche Forschung mehr Nutzen aus ihnen ziehen kann. Auch ist die Absicht, den eigentümlichen Wortschatz einer Gegend zusammenzubringen, in den meisten Fällen gar nicht streng durchführbar. Wie will man das Eigentümliche erkennen und von dem weithin Verbreiteten scheiden, wenn, wie es gewöhnlich der Fall, keine Wörtersammlungen der Nachbargebiete vorliegen? Man sollte weniger das Besondere betonen und lieber versuchen, die landläufigen Wörter einschliesslich der mit dem Hochdeutschen sich deckenden möglichst vollständig zu sammeln und unter Dach und Fach zu bringen. So würde der Wissenschaft besser gedient sein; die landschaftliche Sonderung wird sich später finden und dann weit besser gelingen. Überhaupt aber laufen über den Geltungsbereich der Wörter, auch abgesehen von dem behandelten Fall der Übereinstimmung, noch manche Behauptungen um, die teilweise bereits mit dem vorhandenen Material sich als unrichtig nachweisen lassen. **stören** soll ein „hochdeutsches Wort" sein, es gehört aber ebensowohl dem niederdeutschen Gebiete an (mnd. *storen*, ostfr. *stören*); für **wühlen** gilt dasselbe (mnd. *wölen*, ostfr. *wölen*, rügensches *wulen* u. s. w.) **Möhre** in der Bedeutung der gelben Rübe „hat sich in Teilen von Ober- und Mitteldeutschland erhalten" (D. Wb. VI 2474): ich verweise dagegen auf mnd. *more, mor-wortel,* ferner *Morwortel* (Brem. Wb. III 186). Wenn Heyne **lullen** ein „erst im älteren Nhd. bezeugtes Tonwort" nennt, so trifft dies für das hochdeutsche Gebiet ohne Zweifel zu, aber Kluges Auffassung „erst nhd., onomatopoetische Neu-

[1]) Gleichzeitig ein wichtiges Mittelglied für die angenommene Verwandtschaft mit sanskr. *dar-* (begehren, wünschen).

schöpfung" ist nicht richtig, das beweist das mnd. *lolliken*, mnl. *lollen, lullen.* Ein großangelegtes niederdeutsches Wörterbuch, das natürlich das Material der landschaftlichen Wörterbücher ebenfalls verwerten müsste, wird auch den Vorzug haben, das jetzt Zerstreute in bequemer Übersicht zu bieten und in allen derartigen Fragen leichter und besser zu unterrichten.

Noch in einer anderen Beziehung wird ein derartiges Wörterbuch Aufklärung schaffen können. Bei den aus dem Norden in die Schriftsprache übernommenen Wörtern herrscht vielfach Unklarheit, ob sie aus den Niederlanden oder aus Norddeutschland eingedrungen sind, und nicht selten wird niederländischer Ursprung ohne den erforderlichen Beweis angenommen. Auch wo es sich lediglich um die Anführung von Belegen handelt, ist eine gewisse Bevorzugung des Niederländischen unverkennbar. Es ist einigermaßen bezeichnend, daß Jakob Grimm unter den Abkürzungen, die im ersten Band dem Quellenverzeichnis folgen, ein *mnd.* nicht verzeichnet, sondern nur ein *nd.* (niederdeutsch), während er das Niederländische in das Mittel- und Neuniederländische (*mnl. nnl.*) scheidet. Wohl nur ein Versehen, da schon im ersten Band wiederholt mittelniederdeutsche Formen als solche, also mit einem *mnd.*, verzeichnet werden, z. B. Sp. 2. 568, aber eins, das sich doch aus der verhältnismäßig geringen Betonung des Mittelniederdeutschen erklären dürfte. Vom Mittelniederdeutschen wird in der Einleitung nirgends gesprochen, dagegen von der niederländischen Sprache, „die bereits im Mittelalter dem Mittelhochdeutsch zur Seite tritt" (Sp. XV). Bei der Aufzählung von Formen springt er gern vom Altsächsischen auf das Mittelniederländische über und zieht, wie es mir scheint, für die neuere Zeit das Niederländische nicht weniger als das Niederdeutsche heran. Selbstverständlich ist Grimm hierzu durch die Beschaffenheit seiner Quellen veranlaßt worden, er konnte gar nicht anders: die niederländischen waren eben besser als die mittelniederdeutschen. Heute aber sind wir nicht mehr genötigt, das Niederländische stärker zu betonen als das Niederdeutsche, und noch weniger wird dies der Fall sein, wenn erst einmal ein Wörterbuch den niederdeutschen Sprachschatz in seiner ganzen Fülle vor uns ausbreitet. Dann wird es auch möglich sein, den Weg, den die Wörter von Norden her genommen haben, klarer zu erkennen. Bei ***Orlogsmann, Orlogsschiff*** verweisen alle Wörterbücher auf das Niederländische; so bemerkt Kluge: „erst nhd., nach ndl. *oorlegs-schip*" und zieht dann für den ersten Bestandteil das Altsächsische, Angelsächsische, Alt- und Mittelhochdeutsche heran. Zugegeben, daß die Niederländer zuerst Orlogsschiffe gebaut haben, steht es wirklich fest, daß das Wort unmittelbar aus dem Niederländischen übernommen worden ist? Die Handelsbeziehungen zwischen den Niederlanden und den deutschen Küstenstädten sind bekannt, manche niederländischen Wörter sind durch diese Beziehungen übertragen worden. Könnte nicht auch das obige Wort von Norddeutschland her übernommen sein? Im Mnd. ist nämlich nicht nur *orloge*, *orlage* (Krieg), als Fortsetzung des alts. *orlagi,* sondern auch *orloges-man, orloges-schip* vorhanden gewesen. Zum mindesten müßten doch diese Formen verzeichnet werden, aber auch das ist noch nicht geschehen. Bei ***zu passe sein*** („gelegen, recht sein") verweist Heyne in seinem Wörterbuch auf nl. *te pas zijn.* Besser wäre wohl das mnd. *to passe sin* angeführt worden. Noch bedenklicher aber ist es, wenn Paul behauptet: „Aus dem Niederländischen stammt die Wendung: das kommt mir zu passe." Weshalb aus dem Niederländischen, diese landläufige niederdeutsche Wendung? Auch daß ***schmoren*** „aus niederl. *smoren* aufgenommen" sei (Heyne III 426), will mir nicht in den Sinn: vgl. mnd. *smoren*[1]), ferner Brem. Wb. IV 869, Ten Doornkaat III 231.

[1]) Eine Nebenform ist *smurten* = die Luft benehmen, ersticken, auch im Brem. Wb. verzeichnet, heute in der Lüneburger Heide *smütten.* Mit diesem Wort hängt offenbar der jedem Deutschen von der Wasserkante geläufige ***Smutt-aal*** (geräucherter Aal) zusammmen; ich bemerke das, weil Ten Doornkaat (III 232) mit seinem Hinweis auf *smudden* schmutzig sein offenbar fehlgegriffen hat. Für die vorstehende Erklärung spricht auch das schlesw.-holst. *Smor-aal* (bei Dähnhardt, Heimatklänge I 37).

Im grossen und ganzen wird man doch wohl von vornherein mit einer gewissen Sicherheit annehmen dürfen, daß an die Stelle der beliebten Wörterstraße des späteren Mittelalters, des Rheins, mit dem 16. Jahrhundert mehr und mehr Einflüsse des deutschen Nordens getreten sind, Einflüsse, die vor allem von den hochdeutsch druckenden Pressen Norddeutschlands und der starken niederdeutschen Färbung ihrer Erzeugnisse ausgehen.

Die bedeutendste Vorarbeit für ein neuniederdeutsches Wörterbuch ist das ostfriesische Wörterbuch des gelehrten Kaufmanns Ten Doornkaat Koolmann. Doornkaat grub tiefer, als man es bei niederdeutschen Wörterbüchern gewohnt war. Außer denErgebnissen der vergleichenden Sprachwissenschaft suchte er mit rührigem Eifer auch das Hochdeutsche und die anderen germanischen Sprachen zu verwerten, in diesem umfassenden Streben ohne Zweifel dem leuchtenden Vorbild Jakob Grimms nacheifernd. So ist es nicht nur begreiflich, sondern natürlich, daß sein Werk auch manche für das Hochdeutsche wichtige Beobachtung enthält. Eine gründliche Durcharbeitung würde hier neben Gewagtem und Unrichtigem ohne Zweifel viel Wertvolles zu Tage fördern. Um einige Beispiele hervorzuheben, daß **Nüster** tatsächlich als eine Verstümmelung des ags. *nas-thyrl* (Nasenloch) zu betrachten ist, hat Doornkaat schon 1882 durch ein altfriesisches *nosterle* (II 662) bewiesen. Ebenso daß **nippen** zu mnd. *nibbe* (Schnabel) gehört, was übrigens auch Weigand unter Hinweis auf ein gleichbedeutendes clevisches *nyb* vermutete, **Drüse** zu got. *driusan* (fallen), also eigentlich „das durch Fall Entstehende“, **Knocke** zu knicken, **Riester** (auf den Schuh gesetztes Lederstück) zu reihen, alles Beispiele[1]), bei denen die deutschen Wörterbücher einen im Stiche lassen. Die Verwandtschaft von **Pfriem** (Pfriemenkraut) mit nl. *brem*, mnd. *breme* (Brombeerstrauch, Ginster) ist richtig beobachtet worden[2]), aber die Etymologie wird als dunkel bezeichnet, und doch hat schon 1879 Doornkaat (I 220) unter *Brâme* einleuchtend dargelegt, daß dem Worte der Begriff des Spitzen, Vorstehenden (vgl. *Bram-segel!*) zu Grunde liege, weshalb auch *Brame* zunächst den Stechginster bezeichnen dürfte.

Auch für die Verwertung der Ausdrücke, die der Umgangssprache angehören, bildet ein neuniederdeutsches Wörterbuch eine wichtige Vorarbeit, denn die Umgangssprache beruht bekanntlich zum großen Teil auf dem Dialekt. Die neueren Wörterbücher haben solchen landschaftlich gefärbten Wörtern in beträchtlichem Umfange Aufnahme gewährt, aber es bedarf hier noch weiterer Sammlung. Erschwert ist diese Sammlung ja durch den Umstand, daß die Bewohner jeder Gegend für das, was ihrer Umgangssprache eigentümlich ist, einen weniger scharfen Blick haben als die Bewohner anderer Gegenden, denen wiederum die Gelegenheit zur Beobachtung fehlt. Die Eigentümlichkeiten der hochdeutschen Umgangssprache der Provinz Hannover z. B. erkennt der Mecklenburger besser als der Hannoveraner und der Mittel- und Süddeutsche noch besser als der Mecklenburger: die Deutung der erkannten Eigentümlichkeiten wird aber nur mit Hülfe des Dialektes gelingen[3]). Auch die Sprache des Berliners enthält viele Wörter, die Aufnahme verdienten; der Berliner Dialekt scheint geradezu stiefmütterlich behandelt worden zu sein.

Es ist nicht der Zweck dieser Seiten, die Anlage eines neuniederdeutschen Wörterbuches in allen Einzelheiten zu erörtern: da würde noch vieles zu erwägen sein. Hier sollte vor allem gezeigt werden, wie sehr auch die hochdeutsche Wortforschung bei dieser Angelegenheit beteiligt ist. Die zunächst liegende Bedeutung eines neuniederdeutschen Wörterbuches, seine Bedeutung für die niederdeutsche Sprachforschung und für Niederdeutschland überhaupt, soll

[1]) Vgl. II 653, I 341, II 312, III 32.

[2]) Übrigens hatte schon Grimm (D. Wb. II 293 unter *Brame*) sie vermutet, was Lexer, dem Verfasser des Artikels *Pfriem* (VII 1793), entgangen ist.

[3]) Einige Beispiele aus der Umgangssprache Nordhannovers finden sich im III. Abschnitt.

wenigstens zum Schluß kurz beleuchtet werden. Die Idee eines solchen Wörterbuches liegt ja nahe und hat wohl schon viele beschäftigt. Jakob Grimm (D. Wb. I, Einl. XV) meint, daß die niederdeutsche Sprache eines „eignen, selbständigen Wörterbuchs" bedürfe; zugleich aber zeigt seine Erwähnung der von Kosegarten geplanten Arbeit, zu der zwei Westfalen, Köne und Woeste, wichtige Beiträge würden liefern können, wie enge und unzureichende Grenzen ihm vorgeschwebt haben. Den heutigen Anforderungen kann nur ein Wörterbuch genügen, das sowohl die gedruckten und schriftlichen Zeugnisse wie dielebenden Mundarten im weitesten Umfang verwertet und das Einzelne im Anschluss an Sitte und Brauch[1]) erläutert, ein Wörterbuch, das nur aus der Mitarbeit von Hunderten für ihr Volkstum begeisterter Niederdeutscher hervorgehen kann, für das auf dem flachen Lande neben den Pfarrern in erster Linie die bereits in verschiedenen Teilen Deutschlands um die Sammlung volkskundlicher Überlieferungen sehr verdienten Lehrer gewonnen und um dessen finanzielle Unterstützung auch die Regierungen der verschiedenen norddeutschen Staaten gebeten werden müßten. 1705 spricht ein deutscher Gelehrter im Anschluß an Bemerkungen über ein bairisches Wörterbuch den Wunsch nach Wörterbüchern für die verschiedenen Teile Deutschlands aus; er wünscht ein fränkisches und schwäbisches Wörterbuch, und so schwebt ihm auch ein Wörterbuch Niedersachsens vor. Er hat sogar, wie er mitteilt, Schritte in dieser Hinsicht getan; er hat den Abt zu Loccum, Molanus, gebeten, den Landpfarrern von Amtswegen die Einsendung bemerkenswerter niederdeutscher Wörter aufzuerlegen[2]). Jetzt, nach zweihundert Jahren, haben wir zwar eine Reihe landschaftlich begrenzter Wörterbücher, aber sie sind trotz aller Verdienste doch nur Stückwerk; etwas Ganzes, ein den wissenschaftlichen Anforderungen genügendes Gesamtwörterbuch Niedersachsens fehlt immer noch. Und doch war der Gelehrte, der schon vor zweihundert Jahren so warmherzig für ein niedersächsisches Wörterbuch eintrat, kein Geringerer — als der grosse Leibniz! Und doch handelt es sich, soweit dabei die Sammlung und Bearbeitung der lebenden Mundarten in Frage kommt, um das kostbarste, ständig bedrohte und verringerte Gut des alten Niedersachsenstammes, um die Sprache weiter Gebiete des grössten, leistungsfähigsten deutschen Staates, um denjenigen Stamm, der das Rückgrat des preussischen Staates ist. Erfreulicherweise geht aber seit einigen Jahren ein frisches Leben und Weben durch den alten Niedersachsenstamm, die Wertschätzung der Güter des heimischen Volkstums ist in dauerndem Steigen begriffen, und die Bewegung ergreift immer weitere Kreise. Es fehlt nur an dem entscheidenden Anstoß, so wird wie der Litteratur, der Kunst, dem Kunstgewerbe, der Volkskunde, dem gesamten Volksleben auch der Sprachforschung großer Gewinn aus dieser Bewegung erwachsen können, denn die Begeisterung für das Volkstum ist erfahrungsgemäß ein gesunder Nährboden auch für die Wissenschaft. Dieser Anstoß würde aber

---

[1]) Daß bei Befolgung dieses eigentlich ja selbstverständlichen Grundsatzes zugleich reiche Schätze der niedersächsischen Volkskunde gehoben werden, sei nur angedeutet. Auch für die hochdeutsche Wortforschung wird sicher mancherlei dabei abfallen; wenigstens ein bezeichnendes Beispiel anzuführen kann ich mir nicht versagen. Arndts Worte über Blücher:

Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht,

haben in den Wörterbüchern keine befriedigende Deutung gefunden. Paul behauptet geradezu, hier sei „nicht an den Tanz gedacht." Man muß eben wissen, daß beim Kehraus *(Kihrut)*, dem letzten Tanz, noch heute z. B. in der Umgegend von Kiel und Greifswald eine Person, gewöhnlich die letzte, mit einem Besen tanzt. Sie macht Kehraus, und in diesem Sinne machte auch Blücher, den eisernen Besen in der Hand, Kehraus.

[2]) Ich citiere nach Richey, Id. Hamb. 2. Aufl. Einl. S. X.: *Aliquando Domino Abbati Molano suasi, ut tributum indiceret nostris pastoribus ruralibus cogeretque unumquemque, certum numerum vocabulorum inferioris nostrae Saxoniae mittere, quae alibi non facile intelligerentur.*

— nach meiner persönlichen Überzeugung — von keiner Seite besser ausgehen können als von dem bewährten Träger und Mittelpunkt der sprachwissenschaftlichen Bestrebungen Niederdeutschlands, dem sich weithin, besonders über Norddeutschland, erstreckenden Verein für niederdeutsche Sprachforschung. Ihm sei die Sache ans Herz gelegt!

„Wir sind nun flott auf solcher hohen See
Und müssen, wenn der Strom uns hebt, ihn nutzen,
Wo nicht, verlieren wir des Zufalls Gunst.
Nimmt man die Flut wahr, führet sie zum Glück."



II. Mittelniederdeutsche Beiträge.

Ein neuniederdeutsches Wörterbuch fehlt vor der Hand, aber auch das mittelniederdeutsche Wörterbuch ist als Quelle für die hochdeutsche Wortforschung noch nicht genügend ausgeschöpft worden, obwohl z. B. beim D. Wb. sich eine steigende Benutzung nicht verkennen lässt. Eine reiche Nachlese ist noch bei planmässigem Durchforschen zu erwarten. Manches Bemerkenswerte liegt an der Oberfläche, anderes ist natürlich weniger leicht zu finden. Hier kommt es nur darauf an, die Reichhaltigkeit dieser Quelle zu betonen, und so will ich dem im ersten Abschnitt in anderem Zusammenhang bereits Angeführten dieses und jenes Beispiel hinzufügen. Bei ***Krakeel*** lassen auch die neusten Werke die älteste Form, mnd. *krakele*, vermissen, was um so auffälliger ist, weil über die Etymologie des Wortes noch Zweifel herrscht. — Bei dem um 1800 in die Schriftsprache aufgenommenen ***lungern*** ermöglicht das noch nicht benutzte mnd. *lungerie* (müssiges Umhertreiben, Bettelei) den Beweis, daß das Wort mehrere Jahrhunderte älter ist, als man bisher beweisen kann. — ***Mache*** (jmd. in der Mache haben) nennt Paul eine „junge Bildung zu machen", Heyne ein „gewiß altes Wort, erst seit 17. Jahrhundert in der Schriftsprache bezeugt." Warum wird als Beweis nicht mnd. *make* angeführt? Auch im D. Wb. fehlt es. — ***Niedlich*** ist für das Mnd. nur als Adverbium *nietliche* belegt (vgl. Kluge). Man sollte das mnd. *nûtlik* (Adv. *nûtliken*) beachten, das obendrein wegen seiner Bedeutung „angenehm von Geschmack" Hervorhebung verdient, denn *niedlich* bedeutet bekanntlich zunächst „Verlangen (ahd. *niot*, asä. *niod*) erweckend" und wird so gern von Speisen gebraucht. — Bei ***Polier*** (Sprecher), das aus älterem *Palier* verdorben ist, bietet das D. Wb. (VII 1977) für das Fortleben dieser älteren Form Beispiele aus Süddeutschland und Deutsch-Österreich, aber schon das Mnd. kennt ein *pallêren* (sprechen). — Bei ***Pfriem*** (Nadel des Schusters) vermisse ich mnd. *prêne*, *prên*, eine besonders bemerkenswerte Form, da sie zeigt, daß der bei dem Worte zu beobachtende Wechsel zwischen m und n (agls. *preon*, anord. *prjónn*) auch auf das Festland sich erstreckt hat. — Bei ***Qualm***, dessen Anlaut aus älterem tw entstanden ist, müßten mnd. *quallem* (Qualm) und das zu ihm gehörige *dwelm* (Verwirrung) angeführt werden. — Bei ***rümpfen*** (eigentlich krümmen, einziehen, dann runzeln) erwähnt das D. Wb. (VIII 1494) das mnd. *rimpen*. Kluge führt als urverwandtes Wort u. a. ῥέμβομαι (sich herumtreiben) aus Ϝρέμβομαι an. Nun aber hat es im Mnd. neben dem angeführten *rimpen* ein bisher unbeachtetes, durch den bewahrten Anlaut einzig dastehendes *wrimpen* gegeben. — ***Trümmer*** ist bekanntlich der Plural zu einem in oberdeutschen Gegenden noch heute lebenden Neutrum *Trumm* (Ende, landschaftlich im besonderen das letzte Ende eines Aufzuges beim Weben). Wie Heyne bemerkt, hat sich aus diesem Plural

seit Klopstock der feminine Singular *die Trümmer* entwickelt. Paul sagt, diese Neubildung Klopstocks sei erfolgt, „nachdem der alte Singular in Norddeutschland vergessen war." Die letzte Bemerkung ist mißverständlich, denn der alte Singular lebt noch heute in der Bedeutung Ende, Endstück, Holzklotz weithin in den Dialekten Niederdeutschlands, in der Lüneburger Heide als *Droemt*, in Göttingen und Grubenhagen als *Drom, Drôm, Drâm, Draum*. Auch die ebenfalls noch nicht benutzten mnd. Formen *drum, drom, dram*, deren erste dem mhd. *drum* (neben *trum*) entspricht, verdienen Erwähnung. Ein besonders zähes Leben führt der angegebene terminus technicus der Weberei: dieses gemeindeutsche *drum*, das einen Blick in die Geschichte der Weberei tun lässt, macht die Heranziehung des Niederdeutschen hier doppelt lohnend. In bestimmter Beziehung hat Paul (das möchte ich zum Schluss nicht unbemerkt lassen) recht: wenn das niederdeutsche Wort auch fortlebte, so war doch bei den Norddeutschen durch den verschiedenen Anlaut und den landschaftlich verschieden lautenden Vokal das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem hochdeutschen Plural *Trümmer* verdunkelt.

Neben bemerkenswerten Formen begegnen bemerkenswerte Bedeutungen. So müßte darauf hingewiesen werden, daß mnd. *Nedderlant* **(Niederland)** Niederdeutschland meint, daß mnd. *in de wulle gefarvet* **(in der Wolle gefärbt)** nicht die neuere Bedeutung der unvertilgbar anhaftenden Eigenschaft hat, sondern mit Bezug auf die Frühzeitigkeit des Färbens die frühe Verschlagenheit, das frühe Gewitzigtsein meint, woran auch noch die Erklärung des Brem. Wb. (V 302) „ein listiger Fuchs" erinnert, daß der **helle Haufe** (D. Wb. IV 2, 965) im Niederdeutschen durch Mißverständnis zu *de hele* (d. h. heile, ganze) *hôp* wird (vgl. Lübben — Walther, unter hêl), daß die „jetzt gewöhnliche" Bedeutung von **übermachen** („durch Sendung zukommen lassen") schon dem mnd. *over-maken* und zwar als einzige zu Grunde lag. Wenn bei Lessing auf die Frage Nathans (III 5):

> *So wirst du ohne Zweifel wissen wollen,*
> *Was ich auf meinem Wege von dem Feinde*
> . . . *getroffen?*

Saladin antwortet:

> *Auch darauf bin ich eben nicht mit dir*
> **gesteuert,**

so bedeutet dieser letzte Ausdruck nicht „gelenkt, eingerichtet sein" (Heyne unter „steuern"), sondern die Stelle meint: Auch darnach habe ich bei der Unterhaltung mit dir kein großes Verlangen, denn mnd. *gesturet wesen* ist „versessen sein auf", wie auch das Brem. Wb. IV 1084 *he is stüret up* („erpicht auf") und die noch heute in Niederdeutschland verbreitete und besonders das heftige Verlangen nach einer bestimmten Speise, einem bestimmten Getränk bezeichnende Wendung beweisen. Bei der volkstümlichen Redensart **nicht bei Troste sein,** deren Ursprung Paul für dunkel erklärt, knüpft Heyne an die Bedeutung „Hülfe, Schutz" an und deutet „ganz verlassen sein, sich nicht zu helfen wissen." Das mnd. *bi gudeme trôste* (betrunken, angeheitert) scheint mir eine etwas abweichende Lösung nahezulegen. Ich vermute, daß *bei gutem Troste sein* und *nicht bei Troste sein* vorzugsweise von Zuständen des Gemütes gebraucht wurde, von heiterer Gemütsstimmung (der Betreffende weiß sich zu trösten) und von untröstlicher, düsterer, schwermütiger. Aus dieser letzten Bedeutung entwickelte sich dann leicht die moderne „nicht seinen gesunden Verstand haben."

Auch für die Etymologie sind mancherlei Aufschlüsse zu gewinnen. Für **Fasching,** dessen Zusammenhang mit Fastnacht „noch unaufgeklärt" (Kluge), das „in seiner Bildung nicht klar ist" (Paul), sei auf mnd. *vast-gank, vast-gink, vasting* und das von den Herausgebern angezogene anord. *föstu-gangr* (also eigentlich „das Kommen, Nahen der Fasten") hingewiesen. Bei **Krös** (= Gekröse

und Krause) und **Gekröse** selbst vermutet man Verwandtschaft mit *kraus*, nd. *krus* (vgl. D. Wb. V 2407, 3c): hier kommt das mnd. *kruse* (Gekröse und Krause) als Stütze in Betracht. Grimm wirft (D. Wb. I 1809) die Frage auf, ob **Bickel** (Spitzhacke) verwandt sei mit einem anderen *Bickel*, als dessen Grundbedeutung er dem lat. talus, gr. ἀστράγαλος entsprechend „Knöchel" ansetzt, als spätere Bedeutung „Würfel", da man aus Tierknöcheln Würfel geschnitten habe, daneben „Steinkugel". Er meint: „Mit dem vorausgehenden spitzen *Bickel* läßt sich dieses andere *Bickel* nur unter der Annahme vereinbaren, daß aus Knochen auch Spitzhacken gefertigt wurden, deren Name hernach auf den talus überging". Aber nichts zwingt zu der Annahme, daß das zweite *Bickel* sich dem *talus* oder ἀστράγαλος parallel entwickelt und zunächst „Knöchel" bedeutet hat. Vielmehr legt mnd. *bickel*, das sich ohne Zweifel mit mnd. *bickel-stên* begrifflich gedeckt hat, den Gedanken nahe, daß das zweite *Bickel* nur eine Verkürzung von *Bickelstein* ist und somit zunächst den mit der Spitzhacke abgeschlagenen Stein meint. Mit derartigen Steinen spielten die Kinder, wie sie solche in der Lüneburger Heide stellenweise noch heute (beim sogenannten *Pickern*) verwenden; mit der Zeit wurden diese Spielsteine in verschiedenen Gestalten künstlich hergestellt; so erwuchsen die Bedeutungen Spielkugel, Fangstein, Würfel. Dann kam eine Zeit, wo man diese Dinge aus Knöcheln zu schneiden begann, und erst jetzt stellte sich die Bedeutung „Knöchel" ein. — Die neueren Wörterbücher, außer Kluge, lehnen übereinstimmend die Herleitung von **Bocksbeutel** aus nd. *Booksbüdel* (Gesangbuchbeutel der Frauen, übertragen das zähe Festhalten — — zunächst der Frauen — am Alten) ab. Vermutlich ist eine Einwendung Grimms (D. Wb. I 206) hieran schuld. Er sagt dort: „Wie könnte [bei dieser Erklärung] gesagt werden *einem den Bocksbeutel anhängen = ihn lächerlich machen?* Darauf ist zu erwidern, daß hier doch nur ein verkürzter Ausdruck vorliegt für „einem den beschimpfenden Namen eines Bocksbeutels anhängen". Kluge befindet sich nun aber über das Alter des Wortes im Irrtum. Sein ältester Beleg ist von 1640, aber schon 1400 gehört in Lüneburg der *bokesbudel* zur *Rade*, dem Gerät der Frau (vgl. die Stelle bei Schiller—Lübben I 376). Wir stehen also einem bereits in mnd. Zeit bekannten Wort gegenüber. Die übertragene Verwendung ist aufgekommen, als die Sitte des Gesangbuchbeutels schwand; die von Kluge weitergegebene Annahme, daß diese Verwendung auf eine 1842 verbrannte Frauenfigur mit einem Gesangbuchbeutel an der Hamburger Petrikirche zurückzuführen sei, hat nichts, aber auch gar nichts für sich. — **Huckepack tragen** hat durch Heyne eine nachweisbar falsche Deutung erfahren. Ich muß dem verehrten Lehrer hier um so mehr widersprechen, da die Deutung nicht nur in Heynes eignem Wörterbuch, sondern auch in dem ebenfalls von dem Genannten bearbeiteten Teil des D. Wb. (IV 2, 1860) sich findet. Hier heißt es: „Dieses seit dem vorigen Jahrhundert nachgewiesene Wort hat in seinem zweiten Teile mit dem längst ausgestorbenen alten *back* (Rücken), wie Schambach will, nichts zu tun, sondern an *Pack* (fascis, sarcina) anlehnend, will es an den Bündel des Hausierers erinnern, den dieser huckend trägt". Zunächst: *Back* ist kein längst ausgestorbenes Wort; das Brem. Wb. nennt es 1767 (I 36) ein „noch sehr gebräuchliches Wort", es lebt noch heute im Ostfriesischen (Ten Doornkaat I 79) und in der Zusammensetzung *Backbord* (bekanntlich die im Rücken des Steuermanns befindliche Seite). Sodann sprechen auch die Idiotika gegen die Deutung: das Brem. Wb., Richey, Danneil, Schütze, Frischbier, alle bieten, wie Schambach, Formen mit b; noch heute spricht man in Nordhannover Huckeback; nur für das Waldecksche habe ich *Hukepak* und für das Westfälische *Huckepacke* gefunden. Ferner bietet schon das Mnd. ein *hokeboken* (auf dem Rücken tragen), mit Reimangleichung des zweiten Teils an *hoken*, offenbar eine Nebenform zu mnd. *huken*. Dieses b der überlieferten Formen weist nur zu deutlich auf *back* (Rücken) hin. Bei der obigen Ableitung

müßten sämtliche Formen ein p haben, denn *Pack* (Bündel) erscheint zuerst im Mnd. und Mnl. und zwar sofort in der Form *pack*, deren p stets fest geblieben ist. So bedeutet die Wendung: jmd. niederhockend auf den Rücken nehmen, auf dem Rücken tragen. Die norddeutschen Schriftsteller, zumal diejenigen, denen aus ihrer Heimat *Huckeback* noch geläufig ist, sollten der aus der Schriftsprache bereits in die Dialekte dringenden Anlehnung an *Pack* sich entgegenstemmen. — **Buchweizen** ist „nach der Buche", deren Frucht er gleicht, benannt worden (D. Wb. II 484). Besser sagt Kluge, die Benennung gehe „von der büchelähnlichen Form des Samens" aus. Das trifft sachlich vollkommen zu, aber aus dem Fehlen einer näheren Erklärung und aus Kluges Artikel „Büchel" ergibt sich, daß auch ihm der erste Bestandteil lexikalisch dunkel geblieben ist. Das zunächst in Niederdeutschland und in der Form *Bôk-weten* heimische Wort entspricht in seinem ersten Bestandteil dem mnd. Collectivum *bôk* (n.) Frucht der Buche, Bucheckern. So heißt es noch heute in der Lüneburger Heide: *De Swin frett girn Bôk,* fressen gerne Bucheckern. Daß nur dieses Wort in Frage kommt, lehrt auch der Vokal; denn die Buche lautet mit Umlaut *Bök*. — Bei **bocken** fragt Grimm (D. Wb. II 205) unter 6, was das Wort an folgender Stelle Mösers bedeute: „Wer da weiß, wie mancher Tag zum Garnkochen, Bleichen, Trocknen, Bocken, Winden, Schieren und Weben erfordert wird". Er vermutet „auf Böcke hängen zur Bleiche". Ohne Zweifel entspricht dieses bocken dem mnd. *boken, buken*, im Brem. Wb. (I 157) *büken*, worunter das Kochen des Garns in der Buchenlauge (*Buke*) zu verstehen ist. Dasselbe Wort wird aber auch vom Entfernen der Buchenlauge nach dem Kochen gebraucht: das Garn wird auf eine besondere Bank (*Bük-bank*) gelegt und nun „gebükt", d. h. mit Hülfe eines besonderen Holzes (*Bük-holt*) geschlagen und so von der Lauge gereinigt. In dieser zweiten Bedeutung, die mir aus der Lüneburger Heide geläufig ist, dürfte oben das Wort gebraucht sein, da das Garnkochen schon erwähnt wird. — Dem im D. Wb. (V 1624) als „ein merkwürdiges norddeutsches Wort" ohne Deutung verzeichneten **kolzen** entspricht ein mnd. *kolsen*. Dieses bedeutet 1. plaudern, schwatzen, 2. sich erbrechen. In der ersten Bedeutung ist *kolzen* in der vom D. Wb. angeführten Stelle des Froschmäuseler zu nehmen. Für die im D. Wb. nicht verzeichnete zweite Bedeutung bietet der Visitationsbericht des lüneburgschen Obersuperintendenten Hildebrandt von 1671 (Arch. f. slav. Phil. 22, 118) einen Beleg; dort heißt es bei einer wendischen Hochzeitsfeier von den betrunken daliegenden Gästen: *der eine koltzet, der ander schreyet, haben sich wie die Schweine.* Das Wort scheint wie *gluck-sen, knack-sen, gack-sen* und ähnliche gebildet zu sein, also eigentlich: den Laut *kol* ausstoßen. Dieses *kol* entspricht vielleicht der lautmalenden Wurzel *gar* (lat. *gurges, gurgulio*), über deren Entfaltung Ten Doornkaat unter *Kolk* (II 321) handelt. — **focken** (verhöhnen), im Reineke und Reinaert vorkommend, bringt Grimm (D. Wb. III 1864) mit nnl. *fokken* (ziehen, aufziehen) in Verbindung; dies Wort wird zwar vom Aufziehen der Tiere gebraucht, ist aber in der obigen Bedeutung bisher nicht nachgewiesen worden. Ich möchte auf eine andere Lösung hinweisen. Ein Synonym von *focken* ist *uzen*. Die Ableitung dieses Wortes von Utz, dem Kosenamen von Ulrich, wie sie Kluge bietet, ist verfehlt; *uzen* gehört zu mnd. *utse* (Kröte); der Zusammenhang des Verbums mit der als reizbar bekannten Kröte wird in Norddeutschland noch gefühlt, so sagt man dort auch *Ütz* oder *Ütsch,* um einen reizbaren, übelnehmerischen Menschen zu bezeichnen (vgl. auch Ten Doornkaat III 490). Nun gab es im Mnd. neben *vocken* (aufziehen, höhnen) ein *vocke* = Kröte, das bei Lübben-Walther zuerst begegnet; so scheint *vocken*[1]) auch etymologisch *uzen* zu entsprechen. — Das Brem. Wb. (IV 749) bietet ein *Sellken-*

[1]) Vorausgesetzt, daß dieses *vocken* nicht (was aber wenig wahrscheinlich) eine bloße Verderbnis aus dem rotwelschen *voppen* ist. Wie das Substantivum *vocke* in einer bei Schiller-Lübben angeführten Stelle (*de de manne konnen vorlocken Unde maken van den wysen vocken*), wo es als „Narr" gedeutet wird, sich zu *vocke* (Kröte) verhält, bleibe dahingestellt.

steert, Weichselzopf[1]). Grimm (Myth. I 433) benutzt die Stelle und deutet ***Selkenstert*** als „Zopf des Hausgeistes, des Gesellchens". Nun war mnd. *selle* neben *geselle* ja gebräuchlich, aber mir ist kein Beispiel des Verkleinerungswortes bekannt. Dagegen bietet das Mnd. ein *sêleken* zu Seele. Dieses Wort ist auch den neueren Dialekten nicht ganz fremd. So erzählt der Ostpreuße Boldt über den Silvesterabend: *„All de Seelkes von dän Mönsche, de öm Hus geschtoarwe sönn, koäme twösche elf un twelf* (Regenhardt, D. d. Mundarten, Niederd. 428). Auch der oben erwähnte Hildebrandt (Arch. f. slav. Phil. 22, 120) erzählt von dem Aberglauben der hannoverschen Wenden, daß nach einem Begräbnis „das Seelchen" wiederkomme und zum letzten Mal esse und einen Trunk tue; vgl. auch *Seelchen* im D. Wb. IX 2850. Da nun der Weichselzopf auch Albzopf heißt und elbische Wesen auch Seelen sind (Simrock, Myth. 536. 463), so wird „Seelchenzopf" zu deuten sein. Die Verkürzung des Vokals ist durch die Doppelkonsonanz (lk) veranlaßt. — Ein näheres Eingehen verlangen drei Wörter, die den Abschluß dieses Abschnittes bilden sollen. Zunächst

Grille und ***Grillen fangen.***

Kluge stellt *Grille* mit *γρύλλος*, lat. gryllus zusammen, während Heyne, vermutlich wegen des unverschobenen *gr*, dies Anklingen für zufällig hält und das Wort mit mhd. *grellen*[2]) (laut vor Zorn schreien), *grel* (schreiend, zornig) zusammenbringt. Heynes Vermutung läßt sich durch synonyme Bezeichnungen stützen. Im Lüneburgischen heißt die Hausgrille *Zirkel*, was natürlich mit *sirken* (zirpen) zusammenhängt; daneben begegnet *Jiper* (zu dem lautmalenden *jipen* gehörig). Auch das mnd. *krikel, krekel* (zu mnd. *krakelen* laut schreien) und *krite* (zu *kriten* schreien), das pfälzische *Kriksel*, das engl. *cricket* (zu *crick* Knarren) sprechen für Heynes Deutung. — Bei *Grille* = wunderliche Idee (*Grillen fangen* u. ä.) gehen nun die Wörterbücher von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß hier dasselbe Wort vorliege. Wie Heyne bemerkt, tritt diese Bedeutung in hochdeutschen Quellen seit dem 16. Jahrhundert auf, „zum Teil schon in verblaßter Bildlichkeit, daher gewiß älter". „In manchen Wendungen (Grillen fangen) klingt die ursprüngliche Bedeutung [die Erinnerung an das Insekt] noch durch" (Paul). Nun beruft man sich freilich auf Bilder verwandter Bedeutung, aber bei diesen ist der Grund der Übertragung klar: Bei Wurm (fixe Idee) knüpft man richtig an den Tollwurm an, bei Ratte („wenn dir eine Ratte durch den Kopf läuft") und Maus (*Mäuse machen*) wird von Fieberphantasieen auszugehen sein. Was man dagegen in dieser Hinsicht von der Grille beigebracht hat, leuchtet nicht ein. Adelung meint naiv, das unter diesem Namen bekannte Insekt sei „schwer zu fangen und zu nichts zu gebrauchen", Sanders spricht von trüben Gedanken, die „ohne eigentlichen Grund, gleichsam mit raschem Sprung, einem durch den Kopf schwirren". Eher ließe sich an das „melancholische Gezirpe" (Brehm) denken, aber sonderbarerweise fehlen, soweit mir bekannt, Belegstellen dafür, daß das Volk dem Gezirpe diese Deutung beigelegt hätte. Das Gezirp deutet auf einen Todesfall, man hört es nicht gerne, dafür finden sich Belege, ja sogar „wir schwirrten vergnügt wie die Heimchen" (Freytag). Auch was über andere Grillenarten berichtet wird, etwa die durch Gleim uns geläufige „faule (Feld-) Grille", bietet keinen Anhalt. Die Beobachtung, daß in Nordhannover das Insekt als *Zirkel* oder *Jiper* bezeichnet wird, dagegen *vergrillt sein, vergrillen* (zornig sein,

[1]) Die Bedeutung „Zopf" hat heute noch holl. *staartje*. Das Wort ist übrigens auch, doch ohne eine Erklärung, von Schiller-Lübben aufgenommen worden.

[2]) Neueres *grillen* (landschaftlich im Sinne von schreien vorkommend) möchte ich als Fortsetzung dieses mhd. *grellen* betrachten, nicht als Ableitung von *Grille*, wie Heyne und Paul („schreien wie eine Grille", „zirpen wie eine Grille") zu tun scheinen. Der Artikel *Grille* des D. Wb. liegt noch nicht vor.

zornig werden) das mnd. *grille* (Haß, Zorn), *grellen* (in Zorn setzen), *grellich* (erbittert) fortsetzt und auch in mnd. Zeit das Insekt nicht als Grille, sondern als *krikel, krekel, krite* bezeichnet worden ist, führte mich zu der Vermutung[1]), daß *Grille* (wunderlicher Einfall) ursprünglich mit dem Insekt nichts zu tun gehabt hat. Der Begriff des Zornes ist ja dem der Launenhaftigkeit nahe verwandt, wie umgekehrt *Laune* (vgl. Paul unter *Laune*) in der ältesten Zeit „sich dem Sinn von Zorn nähert". — Es steht wohl außer Zweifel, daß die erwähnten niederdeutschen Wörter, zu denen noch mnd. *gral* (Groll, Zorn) tritt, Entfaltungen derselben Wurzel sind, die uns schon begegnet ist und den Begriff des Schreiens enthält. Das Mhd. zeigt uns die Entwicklung recht deutlich: *gral* und *grël* (der Schrei) bietet noch den ursprünglichen Begriff, das Adjektivum *grël* ist schreiend, zornig, dazu *grëllen* laut, vor Zorn schreien. So kommt der Begriff des Zornes hinein, und in den niederdeutschen Bildungen tritt vor diesem der des Schreiens sogar zurück. Aber auch im Hochdeutschen begegnet jener Begriff teilweise als beherrschender oder gar ausschließlicher: das zeigen mhd. *grolle* und *groll* (Groll), ferner *grullen, grüllen* (höhnen, eigentlich wohl zornig machen). — Die Entwicklung hat sich dann — und das führt zur Hauptsache — so weiter vollzogen, daß der Begriff Zorn, Unmut, unmutiger Gedanke auf das ähnlich lautende Insekt übertragen wurde. Wo und wann dieses geschehen ist, läßt sich nicht sagen; aus dem angeführten *grüllen* darf man vielleicht auf ein Masculinum *grülle*, als Nebenform zu *grolle*, schließen; dieses Wort, das dann selbst ausstarb, könnte die Veranlassung zu der Übertragung geweseu sein und zwar um so eher, da mhd. *grille* nicht nur weiblichen, sondern ebenfalls männlichen Geschlechtes war[2]). Auf jeden Fall ist die Übertragung die Folge rein äußerlicher Ähnlichkeit[3]). Vergleichen läßt sich der Übergang von *Mucken* (eigentlich „die durch Mucken sich äußernde Laune") zu *Mücken* („wollt euren Weibern die Mücken wehren", Goethe), vergleichen auch ein Ausdruck der Lüneburger Heide, wo man von einem Launischen sagt: *He fangt Lünen* (Sperlinge), mit Umbildung aus *Lunen* (Launen)[4]). Wenn nun im 16. Jahrhundert *Grille* (wunderlicher Einfall) wiederholt „in verblaßter Bildlichkeit" gebraucht wird, so werden wir daraus noch nicht schließen dürfen, daß diese Bedeutung „gewiß älter" ist. Denn es handelt sich in diesen Beispielen, wie aus der ganzen Darlegung erhellt, garnicht um eine „verblaßte" Bildlichkeit, richtiger wird man von einem damals noch selten verwendeten Bilde sprechen. Erst im 18. Jahrhundert spielt die Phantasie der Dichter gern mit dem Bilde; da surren die Grillen, da werden sie gehascht und gefangen. — In Niederdeutschland hat wenigstens ein Dialekt die alte Bedeutung zäh festgehalten; im Westfälischen bedeutet *Grille* noch heute Wut, Zorn, in der Mehrheit Hundswut. Ob und wie weit in niederdeutschen Dialekten *Grille* als autochthone Bezeichnung des Insektes und in der übertragenen Bedeutung Laune vorkommt, müßte durch eine besondere Umfrage ermittelt werden[5]). Im Holländischen, Englischen und in den nordischen Sprachen stehen die Ausdrücke für Grille (Laune) außer jedem Zusammenhang mit den landesüblichen Bezeichnungen der Hausgrille, auch dies eine Bestätigung der hier ver-

---

[1]) Ich habe nachträglich gesehen, daß schon Ten Doornkaat (I 684) kurz bemerkt, ihm scheine Grille (Laune) eher mit mnd. *grille* als mit ahd. *grillo* identisch. Die Bemerkung ist schon vor 25 Jahren geschrieben, aber von niemand beachtet worden: so dürfte es denn nicht überflüßig, sondern vielmehr hohe Zeit sein, die Frage einer eingehenden Erörterung zu unterziehen.

[2]) Ob auch das mnd. *grille* (Zorn) bei der obigen Übertragung in Frage kommt, lasse ich dahingestellt.

[3]) Die begriffliche Verwandtschaft der beiden Wörter war ja inzwischen sehr gelockert.

[4]) Vgl. auch Brem. Wb. III 100: *Hest du Lünken to kope* = launest du? „Es ist ein Wortspiel".

[5]) Diese übertragene Bedeutung (*kennen keen Grillen un Sorgen*, Kl. Groth, *hê fangd Grillen* Ten Doornkaat I 684) scheint kein echtes Niederdeutsch, sondern Einfluß der Schriftsprache. Über das osnabrückische *Ittet di de Grillen* (Berghaus I 611) läßt sich ohne Kenntnis der einheimischen Bezeichnung für das Insekt nicht urteilen.

tretenen Auffaßung, daß die Grille von Haus aus mit den Grillen der Menschen nichts zu schaffen gehabt hat.

Massliebchen.

Die Herkunft des Wortes ist nicht überzeugend nachgewiesen worden. Das D. Wb. gibt keine Erklärung, Heyne nennt das Wort dunkel, bezweifelt aber, daß es unter die Zusammensetzungen mit *Mass* gehört. Die neueren holländischen Lexikographen bringen den bei ihnen heute *madeliefje* lautenden Blumennamen entweder mit *mate* (Matte, Weide, also die Blume, die die Weide liebt) oder mit *mate* (klein, mäßig) zusammen. Diesen Deutungsversuchen gegenüber soll auf ältere Formen hingewiesen werden, die auf jeden Fall den Anspruch auf Berücksichtigung in deutschen Wörterbüchern erheben dürfen. Mir war bei Lübben-Walther ein *madde-lêve* (bellis perennis) aufgefallen, das sich bei Schiller-Lübben noch nicht findet. Dr. Walther (Hamburg) hatte bei einem Besuche meinerseits die Freundlichkeit, aus dem Handexemplar Lübbens festzustellen, daß das Wort auf ein im Nied. Jahrb. VI 96 abgedrucktes ostfriesisches Rezept zurückgeht. Bei dieser Gelegenheit stieß ich nun auf verschiedene andere ältere, ebenfalls von Lübben in seinem Handexemplar angemerkte Formen: *madelieve, maddelieve, maetelieve, maeghdelieve.* Ich verstehe nicht recht, warum diese auf Kilian, also etwa die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts zurückgehenden Formen keiner näheren Beachtung gewürdigt worden sind, zumal von den Holländern. Ist doch Jungfrauenliebe eine sinnige Bezeichnung der Blume mit den weißen, stellenweise rot angehauchten Blütenblättern. Noch eine zweite Beziehung bietet sich, wenn es wahr ist, daß die Pflanze „schon früh zum Blumenorakel der Liebenden“ verwendet worden ist[1]. Daß die angeführten Formen sämtlich „Jungfrauenliebe“ meinen, ist wohl sicher: am durchsichtigsten ist *maeghdelieve;* auch *maddeleve, madelieve* halte ich für verkürzt aus einem *magedelêve,* wie ähnlich mnd. *madeken,* das in ostfr. *Madikes-herink* (Matjeshering, eigentlich Jungfernhering) begegnet, aus *magdeken* verkürzt ist (Ten Doornkaat II 584); ebenso ist *maetelieve* als *maechte-lieve* (von mnl. *maecht,* einer Nebenform zu *maget*) zu verstehen. Ich fasse das Ergebnis dahin zusammen, daß um 1600 im Gebiete der Rheinmündungen Formen mit der unbezweifelbaren und angemessenen Bedeutung „Jungfrauenliebe“ im Umlauf waren. Vermutlich ist später der erste Teil der Zusammensetzung zerrüttet[2] und dann als nd. *mate* (hochd. *Maß*) aufgefaßt worden.

Brautlauf, Brautlauft.

Grimm (D. Wb. II 336) bezieht die Bezeichnung *Brautlauf(t)* auf einen Lauf, der in alter Zeit „um die Braut gehalten wurde.“ Wenn Kögel (in Pauls Grundr. d. G. Ph.) das ahd. *hlauft* dieser Zusammensetzung im Gegensatz zu Grimm als Aufzug, Prozession faßt, eine Auffassung, die auch Paul in seinem Wörterbuch vertritt, so ist doch zu erwägen, daß mancherlei Hochzeitsbräuche für die von Grimm angenommene Sitte geltend gemacht werden können. In Westfalen muß der Bräutigam, um Prügeln zu entgehen, sofort nach der Trauung zum Hochzeitshause flüchten, in Schwaben und Steiermark flieht die Braut, in der Mark unternehmen Braut und Bräutigam einen Wettlauf[3]. Und ist agls. *bryd-lop,* ano. *brúdh-hlaup* anders als „Brautlauf“ zu deuten? — Nun faßt Grimm aber auch niederdeutsche Bezeichnungen der Hochzeit, nämlich *brudlocht, brudlacht,* ebenso das nnl. *bruiloft,* als identisch mit dem hochdeutschen *Brautlauft;* ähnlich erklärt er in d. Gramm. (II. 211) nd. *brulôcht* als Verderbnis aus hd. *brûtlouft.* Eine Beziehung zu „loben, verloben“ wird, wie bei Brautlauft, auch bei diesen Formen ausdrücklich

[1] So behauptet Söhns, Unsere Pflanzen S. 53.
[2] Holl (Wörterb. deutscher Pflanzennamen, 1833) bietet unter andern Formen ein *Magdlieben* (S. 242), leider ohne jede nähere Angabe der Herkunft.
[3] Vgl. E. H. Meyer, D. Volksk. 178. 179.

von ihm abgelehnt. Ebenso deutet Weigand (I 259) mnl. *brulocht* als „Brautlauf". Dieser allgemein geglaubten Ansicht gegenüber behaupte ich: Die zuletzt angeführten Benennungen Niederdeutschlands und der Niederlande bedeuten nicht „Brautlauf", sondern „Brautverlobung". Im Nordwesten der Lüneburger Heide lautet das Wort *dat Læft.* Der Vokal, jener dem Niederdeutschen eigentümliche, zwischen ä und ö schwebende Laut (z. B. aus *Mæhl* Mühle, *Kæm* Kümmel bekannt) zeigt, daß Umlaut von altem, in offener Silbe stehendem ō vorliegt, das Wort zu mnd. *loven* (geloben) gehört und mit *lôpen* (laufen) nichts zu tun hat. Tatsächlich bietet denn auch das Mnd. ein *lovede, lovete,*[1]) *lofte* (Neutr., auch Fem.) = „Gelübde" und ein *brût-loft,* bei dem die Herausgeber allerdings „Brautlauf" übersetzen. Das Ergebnis wird weiter durch ein mnd. *brût-lachte* bestätigt, das mit dem bekannten Wechsel zwischen ft und cht von *laven,* der Nebenform von *loven,* gebildet ist. Auch im benachbarten Bardengau lebte und lebt das Wort, und im Nordwesten der Heide wie hier hat sich bis in die neuere Zeit die offenbar sehr alte Auffassung behauptet, daß bereits mit dem Lœft die Ehe als geschlossen betrachtet wurde[2]). Gerade in dieser alten Volksauffassung liegt die Erklärung, daß mnd. *brût-loft* nicht nur die Verlobung, sondern auch die Hochzeit bezeichnet. — Auch ostfr. *brüloft,* das Ten Doornkaat (I 239) als „Brautlauf" nimmt, gehört vielmehr zu ostfr. *lofen, loven,* (geloben), *lofte* (Gelöbnis); vgl. auch ostfr. *lâfel-bêr* (Verlöbnisbier). Für das nl. *bruiloft,* das westfälische *brüdloch(t), brüdlöchte, brüdloft* (Woeste) gilt dasselbe. — Es befremdet vielleicht, daß „Brautlauf" dem Nordischen und Angelsächsischen einerseits und Süddeutschland andererseits angehört haben soll, den dazwischen liegenden Gebieten aber die „Verlobung", „Brautverlobung". Die Möglichkeit, daß jenes Wort auch in diesen Gegenden einst gelebt hat und später zurückgedrängt und verschwunden ist, besteht, aber beweisen kann ich es nicht. Vielleicht wird einmal eine umfassende Untersuchung über die Spuren von „Brautlauf"sitten die Frage beantworten.

---

[1]) Dass diese Formen auch wegen des inlautenden Konsonanten mit *lôpen* nichts gemein haben, leuchtet ein.

[2]) Näheres bei v. Hammerstein, Bardengau S. 613, der in etymologischer Hinsicht aber völlig von Grimm abhängt.



III. Aus der Lüneburger Heide.

Welche Bedeutung die Beobachtung der lebenden Mundarten auch für das hochdeutsche Wörterbuch haben kann, bedarf nach den bisherigen Ausführungen keines Beweises mehr. Mir selbst ist bei den Vorarbeiten zu einem Wörterbuch meiner Heimat, der Lüneburger Heide, für das ich seit Jahren sammle, dieses und jenes hierher Gehörige aufgefallen. Da es eine einheitliche Mundart der Heide nicht gibt, sei bemerkt, dass der Nordwesten, noch genauer der südliche Kreis Harburg, gemeint ist. Ihm gehören auch diejenigen lüneburgischen Formen an, die hier und da bereits oben in anderem Zusammenhang angeführt worden sind.

Dem schweizerisch-tirolischen **Küher**, Kuhhirte (D. Wb. V 2553, Schöpf *küeger*, Staub und Tobler III 97 *Chüejer*) entspricht in der Lüneburger Heide und vermutlich weithin in Norddeutschland ein gleichlautendes Wort. Das süddeutsche Wort scheint als mit dem Suffix er gebildet aufgefaßt zu werden; man verweist auf *Schäfer* und franz. *vacher*. Diese Ableitung würde aber für das lüneburgische *Küher* geschichtlich nicht zutreffen, wenn es auch für das heutige Sprachbewußtsein naheliegt, zunächst an die Analogie von Schäfer zu denken. Die niederdeutschen Formen der Heide lauten nämlich *Koh-hir* (mit langem i), *Koh-her* (mit kurzem e) und mit Umlaut *Köher*. Der zweite Bestandteil dieser Formen, von denen die beiden ersten im Aussterben begriffen sind, geht ersichtlich auf mnd. *herde* (Hirt) zurück. Ich verweise noch auf das bei Bauer angeführte waldecksche *Kouhere;* auch das holsteinische *Kohaar* (Schütze), bei Klaus Groth *Kohharr*, gehört hierher, vermutlich auch das altmärkische *Kör*. Ebenso wird engl. *cower* auf *cow-herd* zurückgeführt (Flügel, Engl.-Germ. Dict.). Neben *herde* gab es im Mnd. ein *herder*, das im holländischen *koeherder*, *koeienherder* fortlebt.

felgen.

Man zweifelt, ob die *Felge* (am Rade) zu einer Sippe gehört mit *felgen* (den Acker umbrechen), ahd. *felga* (die Walze zum Brechen der Schollen) und *die Felge* (gefelgtes Land). Vgl. D. Wb. III 1493, wo es unter *felgen* heißt: „es fällt gleich schwer, die Beschaffenheit des Vokallauts als die Wurzel des Worts zu bestimmen," Heyne I 892. Kluge nimmt zwei Sippen an; er betrachtet das e in dem genannten ahd. *felga* als umgelautetes und weist dafür auf mittelengl. *falge* (Brachfeld) und mhd. *valgen* (umackern, graben, neben *velgen*) hin[1]). Für diese

[1]) Auch holstein. *Falligkaber* Hafer, der auf dem erst einmat umgepflügten Lande (*fallig Land*) wächst (Schütze II 88), läßt sich verwerten.

Sonderung Kluges spricht nun auch der Dialekt der Heide: die Radfelge heißt *Fillig*, als Fortsetzung von mnd. *vellege*, *velge*, dagegen das Umackern des Brachlandes *falligen* (vgl. mnd. *valge* Felgung des Brachlandes, das gefelgte Brachland). Was nun die Etymologie betrifft, so sei für Radfelge auf Kluge verwiesen, für die andere Gruppe würde die dem slav. *pole* (Feld, Ebene, Flachland) entsprechende, allerdings nur erschlossene germanische Wurzel *fal*[1]) einen guten Sinn ergeben; *felgen* wäre dann: flach pflügen, also eine ähnliche Anschauung, wie sie dem in der Heide synonym gebrauchten *schälen* (die Schale, Oberfläche des Bodens umpflügen) zu Grunde liegt.

Aus der Tüte sein

ist eine beliebte, aber nicht mehr verstandene Wendung der Umgangssprache, die in demselben Sinne wie *aus dem Häuschen sein* verwendet wird[2]). Wie ist sie zu diesem Sinne gekommen? Es scheint, daß es sich um dieselbe Redensart in beiden Fällen handelt. Nämlich früher hießen die Tüten auch *Kramer-hüskens*, d. h. Krämer-häuschen (Richey, Id. Hamb. unter *Tüte*); dasselbe bedeutet mnd. *kremer-hûs*, dän. *kræmmer-huus*. In Ostfriesland lebt *Hüsken* für Tüte noch jetzt (Ten Doornkaat II 119). *Tüte* ist also für ein älteres *Hüsken* eingesetzt worden, vermutlich weniger, weil der alte Sinn von *Hüsken* in der Wendung verdunkelt war, als mit beabsichtigter komischer Wirkung. Liegt doch auch bei *aus dem Häuschen sein* selbst, hier wegen des Verkleinerungswortes, der Verdacht nahe, daß die Redensart zu scherzhafter Verwendung geprägt worden ist, ähnlich wie bei dem *Oberstübchen* („bei dem ist es im Oberstübchen nicht richtig" oder „spukt es im Oberstübchen"), das wegen des zu Grunde liegenden ähnlichen Bildes hier besonders Erwähnung verdient.

sich verjagen

für *in Schrecken geraten* ist so verbreitet, daß es unbedingt Aufnahme verdient. Der Zusammenhang mit „jagen" war mir lange ein Rätsel, denn *sich verjagen* (auf der Jagd sich verirren) kommt hier nicht in Betracht. Schon Richey hat das eigenartige Wort, doch ohne Erklärung, verzeichnet, und das Brem. Wb. (II 682) meint resigniert: „Man überläßt es der Beurteilung der Sprachforscher, ob dies Wort, in der letzten Bedeutung, nicht lieber vom agls. *oga* (Furcht, Schrecken) und dem got. *ogan*, *agan* (fürchten) herzuleiten sei, als von jagen". Die verblüffend einfache Lösung des Rätsels brachte mir ein Gespräch, das ich bei einer Wagenfahrt durch die Heide mit einem Landmann führte. Die Unterhaltung drehte sich um Pferde und verwandte ländliche Interessen. Da hörte ich, daß die Landleute *sik verjagen* auch vom Durchgehen der Pferde gebrauchen: *de Perd hebbt sik verjagt* (sind durchgegangen). Man sieht sofort, daß hier die Grundbedeutung liegt: *sik verjagen* ist gebildet wie „sich verlaufen", „sich vertreten" und meint das verkehrte, ziellose Dahinjagen der sich selbst überlassenen Pferde. Da nun das Durchgehen der Pferde die Folge eines plötzlichen Erschreckens ist (wie man auch in dem obigen Sinne sagt: *de Perd sünd bang worden*), so versteht man die Umbildung des Begriffes. Die Veranlassung des Durchgehens, der Schrecken, trat neben die alte Bedeutung. Diese spätere Bedeutung ist dann im Hochdeutschen die einzige geworden, während die konservative Bauernsprache

---

[1]) Vgl. Walther bei Andree, Braunschw. Volksk.[2] S. 93. Mit derselben Wurzel wird West- und Ostfalen erklärt, vgl. Andree S. 40. Andree sieht sie ebenfalls in dem braunschweigischen *Falje*, was „die umgepflügte; in Schollen daliegende, noch nicht von der Egge berührte Landfläche" bedeute (ebd.). Dieses *Falje* ist aber, wie sich leicht ergibt, die Fortsetzung des erwähnten mnd. *valge* und identisch mit hochd. *Felge* (gefelgtes Land).

[2]) Auch im Mecklenburgischen *ut de Tüt kamen* außer sich vor Vergnügen sein (Mi).

auch die ursprüngliche noch festgehalten hat. Die transitive Bedeutung „erschrecken", die Richey als die seltenere angibt und die auch mir gelegentlich begegnet ist, hat sich erst aus der reflexiven entwickelt.

Rauschen

(brünstig sein, von Tieren), von Heyne im D. Wb. (VIII 313) unter *rauschen* 12 behandelt, wird von ihm für ein anderes, nicht dorthin gehöriges Wort gehalten, ebenso in seinem Wörterbuch. Das Wort wird in den angeführten Beispielen von den Saumüttern und den Gänsen[1]) gebraucht. Im Lüneburgischen sagt man nun von den Säuen in gleichem Sinne *rüschen,* in andern Gegenden, z. B. im Kreise Lebus (nach mündlicher Mitteilung), *ruschen;* in Lebus ist daneben das Adjektiv *ruschig* in Gebrauch. Mir scheint keine andere Möglichkeit, als diese norddeutschen Ausdrücke mit mnd. *rûschen* (eilig, mit Geräusch dahinstürmen)[2]) in Verbindung zu bringen. Die Säue laufen laut grunzend hin und her und, wenn sie können, sogar in das Dorf; daher halten denn auch die Bauern darauf, daß in solchen Fällen das Heck dauernd geschloßen ist. Für die Richtigkeit der Deutung sprechen auch die gleichbedeutenden, im Jahrb. d. V. f. nied. Spr. XXIX 36 verzeichneten schleswig-holsteinischen Ausdrücke *brusen* (hochd. brausen) und *snurren,* die ebenfalls die schnelle, mit Geräusch verbundene Bewegung bezeichnen.

Kinkerlitzen.

Mit dem Aufgebot großer Gelehrsamkeit sucht Rudolf Hildebrand (D. Wb. V 773) den Schleier zu lüften, der dies „merkwürdige, mitteldeutsche, teilweis auch norddeutsche Volkswort" umgibt. „Flitterkram, werloser Putz", „Kleinigkeiten ohne Wert", „Flausen, Täuschung, Blendwerk, kleine Lügen, Flunkereien, unnützes Tun und Treiben" sind die Bedeutungen, die er zu belegen vermag. Hildebrand hält es für sicher, daß in *Kinkerlitzen* zwei Wörter vereinigt seien; *litzen* entspreche dem bair. *Litz* (Laune, Grille, tirol. Kniff, List, ahd. Vorwand), das zu got. *lutôn* (täuschen, betrügen) gehöre; für den ersten Bestandteil wird noch weiter südwärts gegangen und ein italienisches Wort, dessen Heimat Diez in Deutschland vermutet hatte, herangezogen, *cinciglio* (Flitter, mit dem man sich behängt, im Pl. Kleinigkeiten, worin man sich verliert) — „it. ci — entsteht freilich in der Regel nicht gern aus germ. k" fügt Hildebrand hinzu, und die Schlußbemerkung „Täuschung ist freilich gar leicht dabei" spricht auch dafür, daß er selbst von der Richtigkeit der Deutung (etwa: Kleinigkeiten, durch die man sich oder andere täuscht) nicht voll überzeugt war. Die Sache scheint weit einfacher zu liegen, als Hildebrand annahm. *Kinkerlitzen* dürfte zu dem in demselben Bande behandelten norddeutschen *kunkeln* (Sp. 2662, unter 2) gehören. Dieses Wort, auf dessen Etymologie ich hier nicht eingehe, bedeutet „Betrug spielen, Ränke schmieden", besonders aber wird es gebraucht „von heimlichem Verkaufen oder Vertauschen, wie es Weiber hinter dem Rücken der Männer tun". In dieser letzten Bedeutung kommt es nach dem D. Wb. im Nassauischen, in der Altmark, im Göttingischen, Flämischen und Ostfriesischen vor, in dieser auch in der Lüneburger Heide, wo in demselben Sinne auch *Kunkel-tasch* (die Geheimniskrämerin) gebraucht wird. Nun aber kennt man in der Lüneburger Heide ein *Kinkerlitzen* nicht, wohl aber ein ohne Zweifel identisches *Kunkelitschen.* Unter *Kunkelitschen* versteht man nämlich die Schliche, Durchstechereien der Frauen, besonders im Verkehr mit den

[1]) Von Gänsen allerdings sonst *reischen;* sie und das Verhältnis von *reischen* zu *rauschen* bleiben hier außer Betracht.

[2]) Vgl. auch *Rûske* ein wildes herumlaufendes Mädchen (Brem. Wb. III 564).

herumziehenden Händlern, von denen sie allerlei nichtigen Kram kaufen oder eintauschen. Wie nahe dieser Bedeutung die oben begegneten „Kleinigkeiten ohne Wert", „Flitterkram" u. ä. liegen, leuchtet ein[1]). Der bei der Deutung anzunehmende Wechsel zwischen i und u findet sich auch sonst in Niederdeutschland: so steht neben *Kinke* (verdrehte Stelle eines Schiffstaues) *Kunke*, vgl. D. Wb. V 773, *vrint* neben *vrunt*, *inde* neben *unde*. In dem *-itschen* sehe ich dasselbe, nur durch Ablaut sich unterscheidende Bildungselement, wie es z. B. in dem lüneburgischen *Schiller-atschen* oder *Schiller-atsen*[2]) (Schildereien, die an der Wand der Bauernstube hängenden Bilder) hervortritt. Wie ich hier Schildereien übersetzt habe, so dürfte auch bei dem in Frage stehenden Worte die Umschreibung Kunkeleien[3]) unserm sprachlichen Empfinden das Wort nahe bringen[4]).

mierig.

Am 9. Februar 1857 schreibt Th. Fontane aus London an seine Frau: „Eigentlich ist es doch eine miserable Existenz, und wenn ich mir diesen Jammer so ansehe, so erfüllt er mich neben aufrichtigem, herzlichem Mitleid mit einer Art Ingrimm. Es ist alles so sehr *mierig*, so niederdrückend". Die Mitteilung dieser Stelle im Korresp. d. V. f. nd. Sprachf. (25,42) und eine daran geknüpfte ersichtlich unrichtige Deutung des merkwürdigen Wortes hat in der folgenden Nummer (vom Januar d. J., 25,64) sechs Mitglieder des Vereins mit verschiedenen Deutungsversuchen auf den Plan treten lassen. Mich hat keiner von ihnen überzeugt[5]), und ich halte an meiner eignen, schon vor Jahren gefundenen, aber noch nicht veröffentlichten Lösung fest. *mierig* gehört zu mnd. *mêre* Gerede, Gerücht. *mierig* war vermutlich zunächst der in einem (schlechten) Ruf Stehende. Dasselbe Wort steckt in dem mnd. *lût-mêrich* laut, öffentlich bekannt, ruchtbar, dem nhd. *laut-märig* (D. Wb. VI 391). *mierig* ist dann allmählich auf den durch Knauserei oder Geiz erworbenen schlechten Ruf eingeengt worden und so zu der heute weitverbreiteten Bedeutung „geizig, filzig" gelangt. Eine überraschende Ähnlichkeit der Bedeutungsentwicklung zeigt mnd. *na-beslagen*; auch dies bezeichnete zunächst einen, dem Nachteiliges nachgeredet wird (von *beslân* „mit einem Gerüchte beschlagen, in bösen Ruf bringen") und ging dann in die Bedeutung „geizig, habsüchtig, eigennützig" über. Auch der Übergang von ê in i vor r macht keine Schwierigkeiten; so ist lüneb. *Klir-schapp* (Kleiderschrank) aus *Klê(de)r-schapp*, *sprirn* (spreiten)

[1]) Gemeinsamer Begriff dieser Bedeutungen ist: Dinge, wie sie beim Kunkeln den Frauen verkauft wurden. Ich glaube, daß auch das im D. Wb. V 2659, von Ten Doornkaat II 406 behandelte schwierige *Kunkel-fuse(n)*, worin *Fuse* das Gemachte, das Fabrikat bedeutet, bei gleicher Deutung des ersten Bestandteils durchsichtiger sein würde: Fabrikate, wie sie beim Kunkeln vorkommen, Handelsfabrikate, schlechte Erzeugnisse (später, auf das Benehmen bezogen, Dinge, wie sie beim Kunkeln vorkommen, betrügliche Reden, Streiche, Ränke, Intriguen).

[2]) Die zweite Form ist die ältere; möglicherweise gibt oder gab es in der Heide neben *Kunkelitschen* auch ein *Kunkel-itsen*.

[3]) Das waldecksche *Kungelije* (heimlicher Handel), bei Bauer verzeichnet, scheint die Lösung noch weiter zu bestätigen. Überhaupt dürfte zwischen *-atsen*, *-itsen* einerseits und *ie* andrerseits begriffliche Verwandtschaft bestehen: wenn das Brem. Wb. (IV 654) neben dem Singular *Schilleraatse* ein *Schilleraatsie* bietet, so erklärt sich die doppelte Setzung des Suffixes doch daraus, daß neben *Schilleraatse* ein gleichbedeutendes *Schillerie* bestand, wie denn auch Kilian tatsächlich ein *Schilderije* hat.

[4]) Erwogen habe ich auch die Möglichkeit, daß im zweiten Teil das schon aus dem Altfranzösischen übernommene *Litzen* (Schnüre von Gold, Silber, zur Einfassung der Kleider, Hüte, vgl. Richey) vorliegt. Ich halte es aber für sehr unwahrscheinlich, daß von hier aus sich der Begriff Durchstechereien herausgebildet haben sollte. *Litze* ist dazu zu speziell, im Gegensatz zu dem erwähnten *Fuse* (in *Kunkelfuse*).

[5]) Von einer Aufzählung der einzelnen Deutungen sehe ich ab. Nur kurz sei darauf hingewiesen, daß gegen Roedigers schon im Deutsch-Englischen Wörterbuch von Muret—Sanders gegebene Gleichsetzung mit *mürig* (schlammig, dreckig) der Vokal spricht; in der Lüneb. Heide ist *mierig* (geizig) von *mêrig* (sumpfig) verschieden.





aus *sprèrn* (älterem *sprèden*) entstanden; so stehen lüneb. *ir* (eher) neben *èr* und *lüt-mirig* neben *lüt-mèrig*. Am meisten nähert sich der hier versuchten Ableitung Ed. Damköhler, denn seine Schlußfrage „Sollte *mirich* zu ags. *mearr* (malus, improbus) gehören?" zieht ein Wort heran, das immerhin zu der hier in Betracht kommenden Sippe gehört. Was Damköhler im übrigen über die Anwendung von *mierig* in der Umgegend von Blankenburg a. H. beobachtet hat, steht zu seinem „schlecht, ruchlos" in keinem rechten Zusammenhang, wohl aber ist es eine Bestätigung meiner Deutung. Er schreibt: „*mirich* wird von Leuten gebraucht, die beim Kauf soviel als irgend möglich von dem geforderten Preise abhandeln oder beim Verkauf die Ware äußerst knapp messen und dadurch in den Ruf kommen (!), daß sie schmutzig geizig seien".

